

Topologien der Virtuellen Universität

Natalie Binczek, Ida Brückner, Ann-Carolyn Hartwig, Matthias Preuss, Armin Schäfer

Die Universität entzieht sich einfach geschnittenen Definitionen. Es ist nicht leicht, ihren Ort und ihre Ausdehnung exakt zu bestimmen. Sie ist auch in ihrer räumlichen Verteilung mehr, als sie historisch jeweils sein kann oder darf, und weniger, als sie sein sollte. In dieser Unbestimmtheit liegt ein Moment der Virtualität.

Dieser Beitrag beleuchtet die Topologien der Virtuellen Universität anhand historischer Beispiele. Die Frage nach einer möglichen Gegenwart (oder gar möglichen Zukunft) der Virtuellen Universität kann zwar ohne strenge Periodisierung oder ein teleologisches Narrativ, nicht aber ohne Nachvollzug ihres geschichtlichen Gewordenseins auskommen. Da sich diese Entwicklung jedoch nicht linear vollzieht, wird der Beitrag sie auch nicht chronologisch nachverfolgen, sondern versuchen, sie anhand einiger ihrer Topologien zu skizzieren. Die Literatur spielt in diesen Konstellationen eine besondere Rolle, da sie ein Ort ist, an dem Virtualisierung als räumliche Operation dargestellt, reflektiert und organisiert wird.

1. Die verteilte Universität

Die Virtuelle Universität wäre durch die klassischen Standorte, an denen Forschung und Lehre statthaben, nur unzureichend charakterisiert. Sie ist weitläufiger als ihre ortsfest imaginierte Zwillingschwester, nutzt Räume, in denen deren Hausrecht nicht greift, und expandiert in die Unorte virtueller Lebenswelten, die in den letzten Jahren von Lehr-Lern-Plattformen, *Virtual Classrooms* und Videokonferenzprogrammen kolonialisiert worden sind. In der Topologie der Virtuellen Universität besetzt die Literatur einen besonderen Ort. Jacques Derrida hat die Literatur als eine »Einrichtung« (Derrida 2001: 15) definiert, die auf dem »Recht« gründet, »alles zu sagen, sei es auch im Zeichen der Fiktion und der Erprobung des Wissens« (ebd.: 14). Die Literatur ist nicht nur ein Thema oder ein Bereich unter anderen, die an der Universität erforscht und gelehrt werden. Vielmehr ist sie mit der Universität strukturell verwandt. So vertritt die Literatur den Anspruch und das Recht, »alles öffentlich auszusprechen« (ebd.: 15), das grundlegend für jede Universität ist: Weder kann eine Universität funktionieren, der die Öffentlichkeit

verweigert wird, noch eine Universität, an der keine Freiheit der Forschung und Lehre herrscht.

Die »neue technische ›Stufe‹ der Virtualisierung«, schreibt Jacques Derrida – mit Blick auf die medialen Bedingungen »um 2000« –, führt zu einer »Destabilisierung des angestammten Raums der Universität«, sie »erschüttert deren Topologie« und »bringt ihre ganze Ortsverteilung durcheinander« (Derrida 2001: 25). Diese »ent-ortende Virtualisierung des Raums der Kommunikation, der Diskussion, der Publikation, der Archivierung« ist nichts »völlig Neues«, wohl aber ihr »beschleunigter Rhythmus«, ihre »Reichweite« und »kapitalisierende Potenz« (ebd.). Das heißt, dass die Universität nicht erst mit der Digitalisierung zu einer Virtuellen Universität geworden ist. Die Genealogie der Virtuellen Universität ist vielmehr verzweigt und reicht historisch weit zurück.

Die mögliche Zukunft der Universität, die außerhalb ihrer Mauern in einer »andere[n] Topologie« (ebd.: 77) liegt, führt darauf, dass die Universität in vielerlei Hinsicht bereits in der Vergangenheit über ihre Grenzen hinausragte – weil sie sowohl mobil und unbeweglich, zerstreut und konzentriert, geschlossen und offen war. Insofern ist danach zu fragen, für wen die Universität zu welcher Zeit und in welcher Hinsicht virtuell war und welches Potenzial und welche Einschränkungen in der Virtualität liegen. Welche anderen Räume betraten die Ausgeschlossenen außerhalb der Universität und welche wichtige Rolle spielten diese Räume in dem langwierigen und keinesfalls linearen Prozess, in dem die Grenzen der Universität verschoben wurden? Die Geschichte der Virtuellen Universität ist eine Geschichte der Verteilung und der Umverteilung – von Räumen und Ressourcen – und eine Geschichte der Exklusion. Die Verweigerung von Zugang und Teilhabe ruft Forderungen nach der Verfügbarkeit über jeweils »eigene Räume« hervor, wie sie 1929 Virginia Woolf aus feministischer Perspektive formuliert hat (vgl. Woolf 2021). Universitäten waren seit ihren Gründungen der überwiegenden Mehrheit der Menschen unzugänglich; und auch gegenwärtig ist der Besuch einer Hochschule durch Hürden verstellt. Verschlossene Türen generieren zwar soziale Exklusion, sie können jedoch auch eine Schutzfunktion haben. Die Universität Bologna oder die Sorbonne in Paris hatten im Mittelalter das Privileg, Universitätsasyl zu gewähren. In der Moderne waren zum Beispiel der Campus der Nationalen Technischen Universität Athen (NTUA) im Bezirk Exarcheia oder die Nationale Autonome Universität von Mexiko (UNAM) in Mexico City wichtige Schutzräume vor staatlichen Repressionen.

Literatur ist wie ein Supplement – das heißt Ersatz *und* Ergänzung (vgl. Derrida 1983) – der Universität. Sie artikuliert und überliefert die Versprechen, die von der Universität ausgehen, und formuliert insbesondere die Idee¹ einer Universität als Gemeinschaft². Das literarische Feld lässt sich als »Vorhof« der Universität begreifen, als der Ort, an dem sich diejenigen versammeln, die nicht eingelassen werden. Literatur kann so zu einem anderen Ort der Gelehrsamkeit, der Wissenschaft, der Kunst und der Intellektualität

1 Zum Zusammenhang von Idee und Virtualität: vgl. Deleuze 1992: 264ff.

2 Der juristische Ausdruck »Universität« bedeutet im Spätlateinischen »Gemeinschaft von Menschen, politische Vereinigung, Korporation, Kollegium, Gilde, Kommune«. Im Mittelalter verengt sich der Begriff und fasst eine »autonome, sich selbst verwaltende Gemeinschaft von Lehrern und Schülern« (»Universität« 1993).

werden und sich zuweilen auch als Hort der Universitätskritik manifestieren, als alternative Institution. Unter diesem Aspekt lässt sich Literatur auch als ›Anbau‹ an die Universität begreifen, in dem sich die gleichen sozialen Strukturen durchsetzen wie im ›Hauptgebäude‹.

Die Vorstellung, dass die Literatur als ein Ort zu fassen sei, bedarf einer Erläuterung. Orte definieren noch keine Institution, auch wenn sie eine ihrer Bedingungen sind. Orte bieten Gelegenheit zur Verabredung, die ihrerseits den sozialen Kern von Institutionen ausmachen. Die Literatur kann zum einen als ein Ort aufgefasst werden, an und für den dann weitere Regeln auszuhandeln bleiben, sodass sie insgesamt eine soziale Institution ist (vgl. Derrida 1992: 33–75). Zum anderen soll die Öffentlichkeit, in der die Literatur erscheint, nicht nur in abstrahierender Weise als ein Raum bezeichnet, sondern in ihren konkreten Orten aufgesucht werden. Es geht im Folgenden also um andere Orte einer Universität, die ihrerseits Orte der Literatur sind.

2. Universität unterwegs

Eine Universität besteht aus festen und beweglichen Teilen. Darin unterscheidet sie sich nicht von anderen Fahrzeugen (vgl. Virilio 1978). Ab dem 17. Jahrhundert wurden in Europa Adelssöhne auf die Grand Tour (auch ›Kavalierstour‹) geschickt. Sie sollten sich nicht aus Büchern oder im Seminar, sondern vor Ort an klassischen Schauplätzen bilden, worin auch eine zentrale Komponente des Bildungsromans liegt. Ihren Höhepunkt erreicht diese Praxis im 18. Jahrhundert. Junge Männer und ihre literarischen Zwillinge reisten nach Rom, Florenz oder Venedig, um Kunstwerke und Bauten zu erleben, ihre sprachlichen Fähigkeiten zu vertiefen und generell durch Welt- und Menschenkenntnis zur Reife zu gelangen. Das Transportmittel, das diesen aristokratischen Passagenritus möglich machte, war die Postkutsche (vgl. Beyrer 1985). Sie wurde in dieser Periode zu einer elitären Bildungsinstitution. Was sich durch die Kutsche erfahren ließ, ergänzte oder ersetzte den Bildungskanon durch Immersion. Mit der industriellen Revolution wurde das Reisen durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und die Dampfschiffahrt nicht nur beschleunigt, es wurde auch deutlich billiger und insofern weniger exklusiv. Das Reisen wurde alltäglich und verlor an Bedeutung als Distinktionspraxis. Gleichzeitig etablierten sich die Universitäten durch breiter angelegte Bildungsprogramme als zugänglichere Alternative zur Postkutsche.

Die Massenuniversität der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist durch einen starken Anstieg der Studierendenzahlen und eine zunehmende soziale Durchlässigkeit des Hochschulsystems gekennzeichnet. Auf Beschluss des Europäischen Rates wurde 1987 das Erasmus-Programm (European Region Action Scheme for the Mobility of University Students) initiiert. Es erlaubte Studierenden, mit geringem Aufwand für ein bis zwei Semester eine Universität im (europäischen) Ausland zu besuchen. Während anfangs nur wenige tausend Studierende daran teilnahmen, hatten bis 2022 mehr als 12 Millionen Menschen partizipiert. Die Expansion des institutionalisierten Austauschs fiel zusammen mit einer extremen Verbilligung des Luftverkehrs (vgl. Herrmann/Hong/Rzepka 2016). Der französisch-deutsche Film *Lauberger espagnole* (2002) inszenierte die Auslandserfahrungen dieser Epoche universitärer Mobilität am Beispiel des Erasmus-Studieren-

den Xavier in Barcelona und verknüpft den Multikulturalismus der Metropole mit der alten Idee des Bildungsreisens. Es waren auch Flugpreise von weniger als zehn Euro, die es der ›Generation Easy Jet‹ in den Nullerjahren erlaubten, das kulturelle und politische Projekt der europäischen Integration voranzutreiben. Während das Erasmus-Programm anfangs stärker auf eine Förderung von Austausch und Verständigung in Europa zielte, verschob sich sein Fokus mit der zunehmenden Ökonomisierung des Hochschulwesens. Zwar trägt es noch immer zur Internationalisierung und Vernetzung der Universität bei, dient dabei jedoch in erster Linie wirtschaftlichen Interessen, etwa durch Steigerung der ›Employability‹ der Studierenden. Universitäre Bildung wird jetzt auch unterwegs im Ausland strikt an Marktanforderungen ausgerichtet, weitere Effekte treten zwar auf, sind aber nachrangig.

Die befristeten Arbeitsverhältnisse im ›Mittelbau‹ der Universitäten sorgen dafür, dass viele Universitätsbeschäftigte gezwungen sind, zur Arbeit zu pendeln. Sie legen zum Teil erhebliche Distanzen zurück und verbringen viel Zeit in Fernverkehrszügen. Neben dem unfreiwilligen gibt es aber auch das »emphatische Pendeln« (Hüser 2017: 39), auch von ›Unbefristeten‹, die nicht an ihrem Beschäftigungsort, sondern etwa in einer als attraktiver wahrgenommen Metropole wohnen möchten. Darüber hinaus gehören Besuche von Tagungen und Workshops, Forschungsaufenthalte und Feldforschungen sowie Reisen zu Archiven zu den Standardtätigkeiten von Akademiker*innen. Die Reisezeit wird in diesen Fällen oft zum Arbeiten genutzt, was durch eine entsprechende Ausstattung der Verkehrsmittel etwa mit Tischen, Steckdosen und WLAN möglich ist. Auch immer mehr Studierende können durch die zunehmende Knappheit bezahlbaren Wohnraums nicht mehr in der Nähe ihres Studienorts wohnen, da es in einigen Universitätsstädten finanziell nahezu unmöglich geworden ist, selbst in Wohngemeinschaften – dem in den 1960er Jahren unter anderem zur Kostensenkung nach dem Auszug aus dem Elternhaus etablierten Modell – zu leben. Deshalb findet ein nicht geringer Teil der Praktiken und des Personals, die Universität ausmachen, nicht in Universitätsgebäuden statt, sondern in den Zügen des Nah- und Fernverkehrs. Je nach infrastruktureller Anbindung wird von pendelnden Studierenden und Dozierenden auch das Auto genutzt. Auf diesen Arbeitsort reagieren Verlage, programmatisch z. B. der Autobahnverlag, mit entsprechend akustisch aufbereitetem Lektüreangebot. Neben die Virtualisierung vieler auf die Lehre und Forschung bezogenen Tätigkeiten durch Telekommunikation während der Covid-19-Pandemie tritt also auch eine Virtualisierung *en passant* – eine Bewegung durch die Zwischenräume.

3. Quasi-universitäre Topologien

Neben der jeweils legitimierten Organisation (vgl. Luhmann 1992) eigenen Rechts, als die die Universität seit ihrer Gründung bestimmt wird,³ streuen quasi-universitäre Topologien die Funktion des Erwerbs, der Bewahrung und Vermittlung von Wissen in un-

3 Dabei gilt die Universität seit dem Mittelalter als eine Organisation, die durch »Selbständigkeit in ihrer inneren Verfasstheit« bestimmt ist und sich gerade dadurch »ganz grundlegend von ihren Vorläufern in Schulen der Antike« unterschied (Fisch 2015: 7f.).

terschiedliche Bereiche der sozialen Lebenswelt hinein. Von dort aus können sie zwar in die Universität zurückwirken, sie modifizieren und nicht zuletzt ihrer Organisationsstruktur implementiert werden, sie können sich aber auch selbst organisationsförmig entwickeln. So vernetzen sich Literat*innen- und Künstler*innen-Zirkel in spezifischen Cafés, Kabaretts oder Kneipen, wo ohne administrative Regulierung auch rigide Zugangsvoraussetzungen gelten können. Obgleich keine Zulassungskriterien formuliert oder Leistungs- bzw. Qualifikationsziele verwaltet werden,⁴ kann das Gatekeeping an quasi-universitären Orten über ›Korporation‹ erfolgen (vgl. Stichweh 1991: 35–37) und auf der Grundlage stilistischer und ästhetischer Merkmale entschieden werden, die nicht selten politischen Haltungen korrespondieren. Dem Café Central in Wien ist beispielsweise attestiert worden, dass es kein Café, sondern eine »Weltanschauung« (Polger 2016: 254) gewesen sei. Unter Umständen ist die Aufnahme in solche Zirkel voraussetzungsvoller als die Immatrikulation an einer Universität.

Hans Werner Richter, der Initiator der Gruppe 47, die sich im Laufe ihres Bestehens von einer losen Assoziation zu einer einflussreichen kulturbetrieblichen Institution entwickelte, hat stets deren informelle Struktur betont, habe sie doch weder eine Satzung noch auch eine Adresse gehabt. Einerseits als ein prinzipiell für jedes Treffen neu festgelegter Zusammenschluss von Autor*innen, Kritiker*innen und Literaturvermittler*innen, wurde die Gruppe andererseits durch strenge Regeln organisiert. Davon zeugen sowohl die weitgehend regelmäßige Taktung der jährlichen Gruppentreffen als auch bestimmte Kommunikationsregeln⁵ und insbesondere eine letztlich exklusive bzw. gemäß dem Kriterium der »Mentalität« exkludierende Einladungspolitik Hans Werner Richters (Richter 2012: 21). Gerade weil sie für den deutschsprachigen Literaturbetrieb der Nachkriegszeit und darüber hinaus bestimmend war, sind die von der Gruppe 47 erzeugten Ein- und Ausschlüsse für die Akteur*innen folgenreich gewesen. Hat das erste Gruppentreffen 1947 einen noch beinahe privaten Charakter gehabt, da es im kleinen Kreis im Haus von Ilse Schneider-Lengyel am Bannwaldsee ausgerichtet wurde, fand das vorletzte Treffen 1966 hingegen in einer Universität statt. Kurz vor ihrer Auflösung nämlich tagte die Gruppe in der Whig Hall der Princeton University (vgl. Magenau 2015). Von einem ursprünglich quasi-universitären Netzwerk wurde sie schließlich zu einer universitären Veranstaltung. Insbesondere trugen einige der Kritiker zur enger werdenden Kopplung mit der Universität bei. Als Professoren haben sie nicht nur den literarischen Diskurs der Gruppe akademisiert (vgl. Böttiger 2012: 265–280), sondern auch umgekehrt die Universität verändert, indem sie etwa Autor*innen-Lesungen ein universitäres Forum boten (siehe zur besonderen Rolle Höllerers: Hehl 2013) und so die zunehmende Ausbreitung von Poetikdozenten vorbereiteten.

Anhand der Frankfurter Poetikdozentur lässt sich zeigen, wie sie zum festen Bestandteil des universitären Curriculums geworden ist und sich, wenn auch zurückhal-

4 »Wie alle gesellschaftlichen Formen ist damit auch die Form ›Organisation‹ durch permanente Grenzoperationen definiert; Organisation entsteht durch diese besonderen Sortier- und Selektionsprozesse und das Anknüpfen an die Ergebnisse vorangegangener Sortierungen« (Türk 2008: 252).

5 Eine der wichtigsten Regeln bestand darin, dass sich die auf dem sogenannten »elektrischen Stuhl« sitzenden, vorlesenden Autor*innen in der anschließenden Kritik nicht selbst verteidigen durften.

tend, mit den jeweiligen medienhistorischen Rahmenbedingungen arrangiert hat. Obgleich das Grundsetting einer Vorlesungssituation beibehalten wurde, werden die Vorlesungen inzwischen auch live gestreamt und eine Zeit lang zum Nachhören digital bereitgestellt. Die Virtualisierung der Universität tritt hier in zweifacher Weise zum Vorschein. Einerseits hängt sie mit der allgemeinen Digitalisierung des Universitätsbetriebs zusammen, der z. B. eine virtuelle Erweiterung der Vorlesungssituation ermöglicht, aber auch alle anderen Lehrformate sowie ihre digitalen Werkzeuge und Plattformen, nicht zuletzt auch das Buch (vgl. Hayles 2021) betrifft. Andererseits lässt sich Universität, insofern sie topologisch und sozialhistorisch eine fortwährende Modifikation konstituiert, nur als virtuelle Einheit bestimmen.

4. Universität andernorts

Die Geschichte der Universität ist mit der Geschichte der Kaffeehäuser, deren Ausbreitung in Europa im frühen 17. Jahrhundert beginnt (vgl. Cowan 2005; Reynolds 2022), auf das Engste verbunden. In England wurden Kaffeehäuser als »penny universities« (Ellis 1956) bezeichnet, weil sie für den Preis einer Tasse Kaffee auch denjenigen einen Zugang zum – vorrangig zeitschriftenbasierten – Wissen und einer aus Debatten bestrittenen Bildung gewährten, die von den Universitäten in Cambridge und Oxford nicht zugelassen wurden. Mit den Kaffeehäusern wird die etablierte Topologie der Universität virtualisiert. Neben den exklusiven Einrichtungen höherer Bildung und gegen die Rigidität der Wissensvermittlung in den »lecture halls of Oxford or Cambridge« ermöglichten sie eine andere Organisation des intellektuellen Austausches: »If you had wit and intelligence then you could take a seat at the coffeehouses, and, in all your many caffeinated discussions, you'd find there were few ideas left unexamined« (Thomson 2023). Es entwickelte sich eine ergebnisoffene Debattenkultur, die nicht nur standesübergreifend möglich war, sondern durch die Einnahme des Kaffees⁶ auch in spezifischer Weise stimuliert wurde.⁷

Im 19. Jahrhundert wird die von den Kaffeehäusern des 18. Jahrhunderts ausgelöste virtuelle Erweiterung der Universität sowohl fortgeführt als auch transformiert. In den konkurrierenden Künstler- und Literatencafés differenziert sich der ursprünglich inklusiv konzipierte Gesprächsraum zum Schauplatz ästhetisch-stilistischer Distinktion aus (vgl. Bunzel 2000). Dabei können Kaffeehäuser als Gegenspieler zu etablierten Kunstakademien angesehen werden, insofern sie zu zentralen Aushandlungsräumen des guten, vor allem aber zeitgemäßen Geschmacks avancierten und als Ort genutzt wurden, an dem nicht nur Künstler*innen sowie Literat*innen ihre Werke veröffentlichten, sondern auch kontroverse ästhetische Reflexion stattfand. Für literarische Autor*innen war

6 »[D]er Kaffee als das die Geister weckende Getränk, aber zugleich auch das Kaffeehaus als der alternative Ort des philosophischen Diskurses; die Philosophie ist aus den Hörsälen der Universität, aber auch aus den Salons der *honnêtes hommes* und philosophierenden Damen und Herren des Adels ausgezogen und hat sich am gesellschaftlichen Treffpunkt der Bürger und Kaufleute niedergelassen [Herv. i.O.]« (Rother 2008: 250).

7 Von einer Droge ist dabei die Rede (vgl. Klettke 2003).

es außerhalb der publizistischen Aktivitäten im Druckformat eine Möglichkeit, Literatur in Form einer Lesung zu publizieren. Zu den besonderen Arbeitsbedingungen insbesondere der Wiener Kaffeehäuser gehörten Lesesäle mit einem reichen Angebot an Zeitschriften und Zeitungen, die zum Teil dort auch wie in einer Bibliothek aufbewahrt wurden. Unterschiedliche Cafés wurden zu Treffpunkten unterschiedlicher Künstler*innen- und Literat*innen-Zirkel (vgl. Gerhards 1986), die ungeachtet der prinzipiell von Kaffeehäusern garantierten Zugänglichkeit mittels Netzwerk-, Gruppen- bzw. Stammtischbildung internen Ausschluss betrieben. Im 19. Jahrhundert gehörten Kaffeehäuser zum Alltag urbanen Lebens. Als Schauplätze einer halb-öffentlichen Geselligkeit (vgl. Zitzlsperger 2011) organisierten sie den großstädtischen Raum auch architektonisch neu, indem sie durch den Einsatz großer Fensterfronten die Grenze zwischen dem Innen- und dem Außenraum gleichsam auflösten (vgl. Portenkirchner 1999).

Das Kaffeehaus als ein an das künstlerische, insbesondere auch literarische, und ökonomische Treiben gebundener Ort erlebte zwischen 1890 und 1930 in vielen europäischen Großstädten eine Konjunktur (vgl. Binczek 2013: 594). Berlin entwickelte sich in den 1920er Jahren mit vier Millionen Einwohner*innen, etwa 50 Theatern, über 350 Kinos, 45 Morgen- und 14 Abendzeitungen, beinahe 200 Verlagsunternehmen und 550 Kaffeehäusern zu einem Ballungszentrum der Kunst, das viele Künstler*innen anzog und einen Markt mit Produktions-, Rezeptions- und Publikationsmöglichkeiten bot (vgl. Schebera 1988: 5–6, 9). Der strukturelle, ökonomische Wandel veränderte auch die Kultur der Kaffeehäuser. Galt zuvor das Café des Westens als eines der bedeutsamsten Künstlerlokale, siedelten die Künstler*innen ab 1918 in das zwei Jahre zuvor gegründete Romanische Café gegenüber der Gedächtniskirche über. Das größere und hässlichere Romanische Café war nun nicht mehr ein Ort des Verweilens, Austauschens oder gar Arbeitens. Das schlechte Essen und die ungemütliche und nüchterne Atmosphäre luden nicht zu einem längeren, gar ganztägigen Aufenthalt ein. Das Café wurde indes zu einem Ort der Hektik, des Kommens und Gehens und Sehen- und Gesehen-Werdens, aus dem Produktions- und Distributionsforum wurde ein Umschlagplatz, eine regelrechte Börse (vgl. Rath 1999: 113–116; Schebera 1988: 30–32). Es galt, auch für Künstler*innen, die nicht dauerhaft in Berlin wohnten, »das ungeschriebene Gesetz, nach dem man sich sofort nach der Ankunft im Romanischen einzufinden hatte« (Rath 1999: 118).

Daneben existierte ein weiteres, ungeschriebenes Gesetz in Form einer räumlichen Hierarchie, die diesen Umschlagplatz organisierte und strukturierte. Passierte man die Drehtür, fand sich auf der linken Seite ein kleiner Raum, das sogenannte »Bassin für Schwimmer«, der für bekannte und arrivierte Künstler*innen reserviert war. Der größere Raum, das »Bassin für Nichtschwimmer«, beherbergte hingegen hauptsächlich junge, hoffnungsvolle, noch nicht etablierte Künstler*innen (vgl. Schebera 1988: 33), also jene, die – wenn man die Benennung der Räume aufgreifen will – versuchten, sich über Wasser zu halten, indem sie um bedeutsame Kontakte oder einen Auftrag buhlten.

Eine im Rahmen einer Ausstellung von 2024 entstandene VR-Animation versucht, den Besucher*innen einen Eindruck des Romanischen Cafés zu vermitteln (vgl. Romanisches Café 2024). Sie zeigt das Café jedoch als stumme und leblose Kulisse: Durch hohe Fenster fallen Sonnenstrahlen auf leere Tische; die durch Gespräch und Austausch, Hektik und Lautstärke gekennzeichnete Atmosphäre wird nicht wiedergegeben. Das virtuelle Moment der Kaffeehäuser geht in der Animation verloren. Es bestand in der Zirkulati-

on von (literarischen und künstlerischen) Wissens- und Gesprächsgegenständen, für die das Café jenseits der Universität einen durchaus fragilen Ort bot. Mit der Diktatur Adolf Hitlers und der Einrichtung eines Gestapo-Stammtisches endete sodann die Zeit des Romanischen Cafés im Besonderen, die Zeit der Berliner Kaffeehäuser oder Künstlerlokale im Allgemeinen (vgl. Rath 1999: 118). Das Vertreiben und Vernichten von Literatur und Kunst, die Verfolgung und Ermordung von Schriftsteller*innen und Künstler*innen bedrohte auch die Cafés.

5. Die besetzte Universität

Die ›Studentenbewegung‹ protestierte 1968 gegen eine wenig aufgearbeitete NS-Vergangenheit, gegen die große Koalition und die Notstandsgesetze, gegen den Vietnamkrieg, den westlichen Kapitalismus und die Konsumgesellschaft. Vor allem protestierte sie auch für eine andere, bessere Universität. Dafür demonstrierte sie auf der Straße, verteilte Flugblätter oder hielt Happenings ab. In ihrer damaligen Form der Ordinarienuniversität stand die Universität in den Augen der antiautoritären Studierendenbewegung und des SDS für ein undemokratisches Hierarchie- und überkommenes Wertesystem, das allein von den (Katheter-)Autoritäten bestimmt wurde (vgl. Rohstock 2021: 261). So sah in Frankfurt a.M. die Basisgruppe Walter-Benjamin-Institut das Fach Germanistik als »Ideologie einer Gesellschaft der Restauration ohne Revolution« (Basisgruppe 2008: 432). Es sei Ausdruck einer bürgerlichen Gesellschaft und ihrer ökonomischen Interessen. Stattdessen forderte die Gruppe eine Gegen-Germanistik, die auch die Produktionsverhältnisse von (literaturwissenschaftlichem) Wissen betrachtet. Gelingen sollte das durch eine radikal basisdemokratische Umgestaltung, nach der die bis dato nur Wissen konsumierende Studierendenschaft sowohl an institutionellen Entscheidungen als auch an der Gestaltung von Lehrinhalten aktiv teilhaben sollte (vgl. ebd.: 432–438). Damit reihte sich die Basisgruppe nahtlos in die vom SDS bundesweit vertretenen Forderungen nach einer Demokratisierung der Universität ein, die die gesamtgesellschaftliche Revolution vorantreiben sollte. Nicht zuletzt durch neue universitäre Mitbestimmungsmöglichkeiten für die Studierenden, eine Neuausrichtung von Studieninhalten und -formaten sowie eine Öffnung der Institution hin zur Gesellschaft sollte ein antiautoritäres, linksintellektuelles Bewusstsein – auch allgemein gesellschaftlich – begründet werden. Diese Forderungen fanden denn auch Anklang in der Hochschulpolitik und den Hochschulreformen der 1960er und 1970er Jahre, die das Modell der Gremienuniversität hervorbrachten (vgl. Rohstock 2021: 250f., 262).

Der Protest richtete sich jedoch nicht nur *gegen* die Universität, sondern fand auch in ihr, ihren Räumlichkeiten sowie Formaten statt. Zum einen wurden Universitätsgelände und -gebäude besetzt. Es fanden Happenings und Sit-ins statt, die den universitären Ablauf stören sollten. Flugblätter wurden verteilt und Banner aufgehängt (vgl. Koch 2008: 234). Vorlesungssäle wurden vom SDS für politische Veranstaltungen wie den ersten Internationalen Vietnam-Kongress genutzt (vgl. Gilcher-Holtey 2008: 7). Die Bewegung eignete sich die universitäre Architektur für ihren Protest an. Doch nicht nur der Ort Universität wurde umfunktioniert, sondern auch die akademischen Räume der Wissensvermittlung wurden besetzt. Eine gängige Praxis des SDS war es, Vorlesungen

von innen heraus zu stören. Dazu wurden in den Sitzungen Diskussionen mit den Lehrenden initiiert, die jenseits vom eigentlichen Veranstaltungsthema auf Fragen der Hochschul- oder allgemeinen Politik abzielten. Den Dozierenden war oftmals keine übliche Vorlesung mehr möglich, da immer wieder auf die politische Diskussion Bezug genommen wurde. Eine andere Methode war es, zu Beginn des Semesters alternative Inhalte und Lektüren vorzuschlagen und zur Diskussion zu stellen, meist mit gesellschaftspolitischer Relevanz. Gingen die Lehrenden nicht darauf ein, liefen sie Gefahr, sich in den Augen der Studierenden als undemokratisch zu diskreditieren. Damit sollte zum einen den Lehrenden die Hoheitsgewalt über das vermittelte Wissen entzogen werden. Zum anderen war diese Praxis Ausdruck eines performativen Verständnisses von Erkenntnis sowie Protest und gesellschaftlicher Ordnung: »Konzepte aus Happening und Direkter Aktion wurden von den Protestbewegungen als Praktiken der Ausagierung alternativer Ordnungsvorstellungen und als Medien der Selbstaufklärung durch Praxis angeeignet« (Scharloth 2023: 869). Für den Berliner SDS waren so auch nicht einzelne, informative Protestaktionen das Ziel, sondern eine dauerhafte Veränderung und Revolte der Institution Universität (vgl. Stolz 2013: 37). Mit den Kritischen Universitäten entstanden entsprechende Gegenmodelle, deren erste an der FU Berlin am 01. November 1967 gegründet wurde. Ihre Veranstaltungen waren prinzipiell für jede*n offen, setzten auf Methodenoffenheit und Interdisziplinarität und fokussierten die Einbettung von Wissenschaft in sozialpolitische Kontexte. Die Seminarleitungen waren nur für die Koordination zuständig; Wissensvermittlung und -produktion wurden als kollektiver Netzwerkeffekt verstanden (vgl. Scharloth 2023: 885–887). Die performative Verzahnung von wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn, akademischer Diskussionspraxis und gesellschaftspolischem Veränderungspotential findet sich denn auch bei Claus Offe, wenn er die Kritische respektive Politische Universität als Protestform wie folgt legitimierte:

»[D]ie Formen kollektiven Widerstandes [...] vermögen [...] ihre Lebensfähigkeit und ihre subjektive Berechtigung nur aus den Einsichten zu beziehen, die sich im Vollzug der Widerstands- und Protestaktionen selber etablieren lassen. [...] Erst das analytisch *begriffene* und theoretisch *diskutierte* Erlebnis des Konflikts [Herv. i.O.] verleiht der Bereitschaft zum Widerstand Dauer und Präzision. Darin bestand die erste Aufgabe der Veranstaltungen der ›Politischen Universität‹« (Offe 2008: 384f.).

Unter dieser Perspektive waren die Übergänge zwischen der Besetzung von Institutsgebäuden, Sprengungen von Vorlesungen, akademischer Diskussionskultur sowie den Demonstrationen auf der Straße, Happenings und dem Verteilen von Flugblättern fließend. Universität war nicht nur ein architektonischer Ort oder eine staatliche Institution, sondern ein Raum kollektiver und sozialer (Wissens-)Praxis, der als Protestplattform auch auf die Straße und in die politische Demonstration getragen wurde. Als permanente Revolte erscheint die Universität als eine Art Virtualisierungsmaschine, die in den einzelnen Aktionen immer wieder aktualisiert wird.

Literatur

- »Universität« (1993), in: Wolfgang Pfeifer et al. (Hg.), *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. Online unter: <https://www.dwds.de/wb/Universität> (letzter Zugriff: 07.04.2025).
- Basisgruppe Walter-Benjamin-Institut (2008): »Schafft die Germanistik ab!«, in: Sievers, 1968, S. 431–348.
- Beyrer, Klaus (1985): *Die Postkutschenreise*, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Binczek, Natalie (2013): »Kaffeehaus/Café«, in: Natalie Binczek/Till Dembeck/Jörgen Schäfer (Hg.), *Handbuch Medien der Literatur*, Berlin: De Gruyter, S. 594–596.
- Böttiger, Helmut (2012): *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*, München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Bunzel, Wolfgang (2000): *Kaffeehaus und Literatur im Wien der Jahrhundertwende*, in: York-Gothart Mix (Hg.), *Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890–1918*, München: Carl Hanser Verlag, S. 287–299.
- Cowan, Brian (2005): *The Social Life of Coffee. The Emergence of the British Coffeehouse*, New Haven: Yale University Press.
- Deleuze, Gilles (1992): *Differenz und Wiederholung*, München: Fink.
- Derrida, Jacques (1983): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (2001): *Die unbedingte Universität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ellis, Aytoun (1956): *The Penny Universities. A History of the Coffeehouses*, London: Secker & Warburg.
- Fisch, Stefan (2015): *Geschichte der Europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna*, München: Beck.
- Gerhards, Jürgen (1986): »Die Vergesellschaftung des Künstlers in der Moderne am Beispiel des literarischen Kaffeehauses. [The Artist's Socialisation in Modern Times Using the Example of the Literate Coffee House]«, in: *Sociologia Internationalis* 24 (1), S. 73–96.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (2008): *Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA*, München: C.H.Beck.
- Hayles, N. Katherine (2021): *Postprint. Books and Becoming Computational*, New York: Columbia University Press.
- Hehl, Michael Peter (2013): »Berliner Netzwerke. Walter Höllerer, die Gruppe 47 und die Gründung des Literarischen Colloquiums Berlin«, in: Achim Geisenhanslüke/Michael Peter Hehl (Hg.), *Poetik im technischen Zeitalter. Walter Höllerer und die Entstehung des modernen Literaturbetriebs*, Bielefeld: transcript, S. 155–190. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839415986.155>.
- Herrmann, Peter/Hong, Fan/Rzepka, Remi (2016): »Challenges for Education in an International Setting«, in: Leonid E. Grinin/Ilya V. Ilyin/Peter Herrmann (Hg.), *Globalistics and Globalization Studies*, Volgograd: Uchitel Publishing House, S. 76–92.
- Hüser, Rembert (2017): »Dreitagebart (I)«, in: *Merkur* 71 (818), S. 38–51.

- Klettke, Cornelia (2003): »Der Kaffee als Droge der Aufklärer«, in: Helmut C. Jacobs et al. (Hg.), *Die Zeitschrift »Il Caffè«. Vernunftprinzip und Stimmenvielfalt in der italienischen Aufklärung*, Frankfurt a.M., S. 131–147.
- Koch, Hans-Albert (2008): *Die Universität. Geschichte einer europäischen Institution*, Darmstadt: WBG.
- Luhmann, Niklas (1992): »Die Universität als organisierte Institution«, in: Ders., *Universität als Milieu*. Hg. von André Kieserling, Bielefeld: Haux, S. 90–98. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23212-2_7.
- Magenau, Jörg (2015): *Princeton 66. Die abenteuerliche Reise der Gruppe 47*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Offe, Claus (2008): »Zur politischen Theorie der Außerparlamentarischen Opposition«, in: Sievers, 1968, S. 384–388.
- Polger, Alfred (2016): »Theorie des »Café Central«, in: Ders., *Kleine Schriften*. Bd.: 4: Literatur. Hg. von Marcel Reich-Ranicki, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 254–259.
- Portenkirchner, Andrea (1999): »Die Einsamkeit am »Fensterplatz« zur Welt. Das literarische Kaffeehaus in Wien 1890–1950«, in: Michael Rössner (Hg.), *Literarische Kaffeehäuser. Kaffeehausliteraten*, S. 31–65.
- Rath, Alfred (1999): »Kaffeehäuser (1890–1933)«, in: Rössner (Hg.), *Literarische Kaffeehäuser*, S. 108–125.
- Reynolds, E. Wesley (2022): *Coffeehouse Culture in the Atlantic World*, London: Bloomsbury Academic.
- Richter, Hans Werner (2012): *Mittendrin. Die Tagebücher 1966–1972*. Hg. von Dominik Geppert, München: Beck.
- Rohstock, Anne (2021): »»1968« und die Hochschulreform – Universitäten zwischen gesellschaftlicher Kritik und der Rationalität des Kalten Krieges«, in: Meike Sophia Baader/Tatjana Freytag/Christin Sager (Hg.), 1968. *Kontinuitäten und Diskontinuitäten einer kulturellen Revolte*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 249–268.
- Romanisches Café (2024): »Virtual Reality«. Online unter: <https://romanisches-cafe.berlin/vr/> (letzter Zugriff: 07.04.2025).
- Rössner, Michael (Hg.) (1999): *Literarische Kaffeehäuser. Kaffeehausliteraten*, Wien: Böhlau.
- Rother, Wolfgang (2008): »Publizistik im Dienste der Aufklärung. Zum philosophischen Selbstverständnis der Zeitschrift *Il Caffè*«, in: Ulrich Johannes Schneider (Hg.), *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*, Berlin: De Gruyter, S. 243–250. <https://doi.org/10.1515/9783110212402.5.243>.
- Scharloth, Joachim (2023): »Popularisierung von Wissenschaft um 1968. Performative Praktiken und die Normativität des Populären«, in: LiLi, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 53 (4), S. 867–891. <https://doi.org/10.1007/s41244-023-00318-x>.
- Schebera, Jürgen (1988): *Damals im Romanisches Café... Künstler und ihre Lokale im Berlin der zwanziger Jahre*, Braunschweig: Westermann.
- Sievers, Rudolf (Hg.) (2008): 1968. *Eine Enzyklopädie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (1991): *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozeß ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Stolz, Rolf (2013): »Innensichten des SDS in den Achtundsechziger Jahren«, in: Gerrit Dworok/Christoph Weißmann (Hg.), 1968 und die 68er. Ereignisse, Wirkungen und Kontroversen in der Bundesrepublik, Wien: Böhlau, S. 21–39. <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412215767.21>.
- Thomson, Jonny (2023): »Penny Universities«: How British coffeehouses changed the intellectual world«, in: bigthink.com (12.06.2023). Online unter: <https://bigthink.com/the-past/penny-universities-coffeehouse/> (letzter Zugriff: 04.04.2025).
- Türk, Klaus (2008): »Organisation«, in: Nina Baur et al. (Hg.): Handbuch Soziologie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 337–353. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91974-4_17.
- Virilio, Paul (1978): »Fahrzeug«, in: Ders. (1978), Fahren, fahren, fahren..., Berlin: Merve, S. 19–55.
- Woolf, Virginia (2021): A Room of One's Own [1929]. Hg. von Jasmin Humburg/Nicole Seifert, Ditzingen: Reclam.
- Zitzlsperger, Ulrike (2011): »Caféhäuser, Bahnhöfe und Hotels: Zur Bedeutung der halb-öffentlichen Räume im Werk Joseph Roths«, in: Johann Georg Lughofer/Mira Miladinovic Zalaznik (Hg.), Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist, Berlin/Boston: De Gruyter, S. 55–67. <https://doi.org/10.1515/9783110265057.55>.